

Erscheint jeden Mittwoch.
Preis jährlich 3 Rubel
mit Übersendung.

Klemens

Adresse: Saratow, katholisch.
seminaria, I. Крушинскому.
oder: Saratow, типо-лит.
Г. Х. Шельгорнъ и К^о,
д. Тило, противъ театра.

Inhalt. Amtliche Nachrichten.—Die letzten Stunden unseres Erzbischofs.—Dienstherr und Diensthote.—Aus den Kolonien für die Kolonisten.—Dom Kriegschauplatz. Unsere liebe Frau vom guten Räte.—Stephan Heindel.—Korrespondenz.—Aus Welt und Kirche.—Alerlei.—Ankündigung.

Bestellungen auf den „Klemens“ werden fortwährend angenommen.

Amtliche Nachrichten.

24. November. Ernann: Der Neopresbyter Peter Haas zum Pfarrverweser in Marienburg, Dekanat Katharinenstadt.



Der Kanoniker des Tiraspoler Domkapitels Gabriel Dnoschko ist den 16. Nov. in Mowilew gestorben. R. i. p!
Dekan P. Selinsky.

Die letzten Stunden unseres Erzbischofs.

In der letzten Nummer brachten wir die Nachricht vom Tode unseres Erzbischofs Simon Martin Koslowsky, wobei wir auch eine kurze Lebensbeschreibung des Verstorbenen gaben.

Zum allgemeinen Nutzen und Frommen entnehmen wir nun dem „Kray“ einiges über die letzten Augenblicke des Dahingegangenen. Obwohl gar keine Hoffnung auf Wiedergenesung des Erzbischofs zu hegen war, entschlossen sich doch die Ärzte, um dem hohen Kranken wenigstens einige Linderung der großen Schmerzen zu verschaffen, die Operation eines Geschwürs an der rechten Hand vorzunehmen. Donnerstag, den 11. v. M., wurde dieselbe von 4 Ärzten glücklich vollzogen. Seine Exzellenz fühlte sich nach der Operation etwas besser und konnte am andern Tage von seinem Zimmer aus dem hl. Meszopfer beiwohnen, das sein Kapellan P. Ostrowski in der anstoßenden Hauskapelle feierte. Aber gleich nachher mußte er sich zu Bette begeben, das er nicht mehr verlassen sollte.

Bis zu seinem Lebensende verblieb der Erzbischof bei vollständigem Bewußtsein. Noch am Freitage legte er eine Lebensbeichte ab und bestimmte selbst die Zeit, wo man ihm die Sterbesakramente spenden sollte. Sonntag, den 14. November, um 5^{1/2} Uhr in der Frühe erschienen zu diesem Zwecke im erzbischöflichen Palaste der Suffraganbischof Niedzialkowski nebst vielen Priestern. Außerdem versammelten sich daselbst die Verwandten und die Dienerschaft des Hauses. Die Spendung der Sterbesakramente vollzog der Beichtvater des Erzbischofs S. Kan. Denisewitsch. Der Kranke beteiligte sich an allen Ceremonien der Spendung und wiederholte mit inniger Andacht alle Gebete, welche

der funktionierende Priester verrichtete. Ja, er erinnerte sogar selbst daran, wann und was zu thun sei.

Nach Empfang der hl. Sakramente ließ sich der Sterbende ein Kreuzifix reichen. Nachdem er dasselbe geküßt hatte, richtete er an die Anwesenden seine Abschiedsworte, welche alle tief erschütterten und zu Thränen brachten. Er dankte allen für den erwiesenen religiösen Liebesdienst; ermahnte die Priester zum eifrigen Dienste für Gott und die Kirche; leistete demütig Abbitte wegen der wenn auch nicht absichtlich zugefügten Widerwärtigkeiten und Beleidigungen und bat um Vergebung derselben; schließlich empfahl er seine Seele dem Gebete aller. — Kurz vor dem Tode wurde der Sterbende sprachlos und um 1 Uhr nachmittag desselben Tages verschied er sanft im Herrn.

Dienstherr und Diensthote.

Von Joseph Kessler,

Magister der Theologie und Pfarrer in Kischinew.

(Schluß.)

Als Haupt der Familie muß der Dienstherr die Seinigen vor dem Bösen bewahren, zum Guten anhalten. Durch den Dienstbotenvertrag ist der Diensthote gleichsam ein Glied seiner Familie, sein Untergebener geworden, wie wir bereits gesehen haben. Der Dienstherr muß somit in gewissem Sinne Vater, die Wirtin Mutterstelle an ihm vertreten. Dies ist um so notwendiger, je mehr verwahrlost die Dienstboten sind. Wer trägt aber die Schuld dieser sittlichen Verkommenheit unserer Knechte und Mägde? Gott weiß es. Da aber gerade jene, welche von frühester Jugend an bei fremden Leuten dienen, am verkommensten sind, so ist dies eine laute Anklage gegen ihre Dienstherren. Hätten diese bedauernswerten Wesen in dem Wirt einen besorgten Vater, in der Wirtin eine gütige Mutter gefunden, sie würden nicht so tief gesunken sein. Das kann einmal nicht weggeleugnet werden, daß der größte Teil der Dienstherren schon damit zufrieden ist, wenn die Dienstboten nur tüchtige Arbeiter sind, für ihre Seele mögen sie selbst sorgen, denn „sie sind ja alt genug,“ „haben ja ihren Verstand,“ ihren Lebenswandel mögen ihre Schutzengel überwachen. Es ist eine bekannte Tatsache, daß unter zehn unehelichen Kindern acht von Dienstmägden stammen. Bedenkt man aber, daß die Zahl der heiratsfähigen Töchter, die der Dienstmägde um's Dreifache übersteigt, dann ergibt sich, daß auf ein uneheliches Kind eines unter der Bewachung der Eltern

stehenden Mädchens nicht weniger als zwölf ungefehlte Geburten von Dienstmägden kommen. Daraus ist man zu dem Schluß berechtigt, daß die Sittlichkeit der Mägde zwölfmal tiefer steht, als die der anderen Töchter, oder mit anderen Worten, auf eine gefallene Bauerntochter kommen zwölf gefallene Dienstmägde. Was trägt nun die Schuld an dieser so ungleichen Ziffer? Sind etwa die Dienstherrn, die Kinder der Armen von Hause mehr verdorben als die Kinder der Reichen? Die Erfahrung bestätigt nicht selten das gerade Gegentheil. Die Kinder der Armen sind oft sittenreiner als die der Reichen. Doch da nötigt die Armut die Eltern, ihre Kinder zu verdingen. Nach einem oder zwei Jahren kehrt die früher so brave Tochter zum größten Herzeleid der Eltern mit einem Kinde ins Elternhaus zurück. Die gefallenen Dienstmägde sind daher ebensoviele Anklägerinnen ihrer Dienstherrschaften, welche sich wenig oder gar nicht um die Bewachung ihrer Dienstherrn kümmern. Wenn nach obigem auf eine gefallene Herrentochter zwölf gefallene Dienstmägde kommen, so liegt es auf der Hand, daß unsere Dienstherrschaft zwölfmal mehr Wachsamkeit ihren Kindern als ihren Dienstherrn zuwenden. Und doch sollten sie mit derselben Sorgfalt alle umfassen. Für alle vergoß der göttliche Erlöser sein theures Blut, die Dienstherrn nicht ausgenommen.

Es kann nicht geleugnet werden, daß viele Dienstherrn wähen, in Sachen der Frömmigkeit und Sittlichkeit nicht unter der Obforge der Dienstherrschaft zu stehen. Wenn sie nur diesen in Dienstsachen gehorsamen, dies, meinen sie, sei genug. Woher nun stammt ein so verderblicher Irrtum? Nicht selten sind die Eltern der Dienstherrn, welche aus thörichtem Hochmut ihre Kinder nicht der religiösen Überwachung der Dienstherrn unterstellen wollen, selbst schuld daran. Erhalten ihre dienenden Kinder eine heilsame religiöse Ermahnung, dann sehen sie darin eine Beleidigung gegen ihre eigene Person und nehmen in blinder Liebe die Ausgelassenheit ihrer Kinder gegen die Dienstherrschaft in Schutz. „Wir haben unsere Kinder brav erzogen, ihretwegen braucht ihr euch keine Sorgen machen,“ heißt es dann. Da sollte man ja meinen, diese Kinder seien schon so in der Heiligkeit befestigt, daß sie gleich den Heiligen des Himmels nicht mehr in Sünden fallen könnten. „Sorget nur für die ewigen, für die unsrigen werden wir schon selbst Sorge tragen; für mein Kind kann ich, so lang ich lebe, gut stehen,“ sagt so eine beschränkte Mutter und beraubt somit ihr Kind der so notwendigen Überwachung. Es zeigt gewiß von großer Beschränktheit, wenn Eltern ihren Sohn, ihre Tochter zwar in den Dienst geben, nicht aber das Recht der religiösen Sorge und Überwachung an die Dienstherrschaft abtreten wollen, sondern es sich selbst vorbehalten. Die Eltern sind zwar die ersten Wächter ihrer Kinder, nimmer werden sie der Sorge für deren Seelenheil gänzlich enthoben, allein wie können sie in eigener Person dieser Pflichtenfüllung nachkommen, wenn das Leben schon früh ihre Kinder von ihnen wegriß, so daß sie monate- ja jahrelang ihren Blicken entzogen sind? Sie müssen sich also von gewissenhaften Dienstherrn vertreten lassen. Daher sind jene kaum von schwerer Sünde freizusprechen, welche den Dienstherrn die religiös-sittliche Überwachung streitig machen oder ihre Kinder zu unsittlichen, verkommenen, gottlosen Herrschaften oder gar zu den Juden in den Dienst

abgeben. Mancher verkommene Dienstherr kümmert sich gar nicht um das sittliche Betragen seiner Dienstherrn. Ihm ist es einerlei, ob dieselben nachts zu Hause sind oder sich bei schlechter Gesellschaft aufhalten und sündigen. Einem solch ekelhaften Menschen sein Kind zur Bewachung übergeben, hieße natürlich den Wolf zum Vormund des Lammes machen. Ferner sind jene Dienstherrn nicht von schweren Sünden entschuldigt, welche aus Gleichgültigkeit der Seele des Dienstherrn keinerlei religiöse Sorge zuwenden, oder weil die Eltern sich diese allein vorbehalten haben. Erleichtert aber wird ihnen diese Pflicht, wenn die Eltern im Stande sind, diese ihnen tragen zu helfen. Ganz von sich abschütteln darf sie niemand. Ich schließe diese Abhandlung mit den Worten unseres Hl. Vaters Leo XIII. an die Dienstherrn und Arbeitgeber. „Den Arbeitgebern, sagt er, ist vorgeschrieben, daß sie den Arbeiter als ihren Bruder ansehen, sein Los innerhalb der möglichen Grenzen und unter billigen Bedingungen mildern, über seine geistigen wie leiblichen Interessen wachen, ihn durch das gute Beispiel eines christlichen Lebens erbauen und besonders niemals in Hinsicht auf ihn und zu seinem Nachteil von den Regeln der Billigkeit und Gerechtigkeit abweichen, indem sie nach überschnellem und unverhältnismäßigem Nutzen und Gewinn trachten.“ Würden alle Dienstherrn und Arbeitgeber der Stimme des obersten Hirten auf Erden Gehör schenken, keinem Dienstherrn, keinem Arbeiter würde zu nahe getreten werden, keinem Dienstherrn, keinem Arbeitgeber würde Gott den Vorwurf machen: „Ihr (der Dienstherrn) Geschrei ist zu den Ohren des Herrn der Heerscharen gedrungen.“¹⁾

Aus den Kolonien für die Kolonisten.

Am 24. August und 15. September 1897 brannten die Kirchen von Leichtling und Jamburg ab. Ursache des Brandes ist unbekannt. Unsere Zeitschrift hat sogleich in № 4 manche Ursachen aufgedeckt, die den Brand einer Kirche herbeiführen können, und gewiß durften wir uns der Hoffnung hingeben, daß der pflichtgetreue Herr Küster dieselben gut einstudiert hat. Auch hatten wir allen Grund anzunehmen, daß er sich die dort angegebenen Rathschläge hinter die Ohren geschrieben hat.

Hinter die Ohren schreiben! Das ist eine Redensart, die nach aller Leute Übereinstimmung soviel bedeutet als: sich etwas gut merken. Bei etlichen Leuten, die sich etwas hinter die Ohren schreiben, hat dieser Ausdruck wörtliche Bedeutung: da sitzt's hinter den Ohren und kommt niemals in den Sinn! So geht's auch einem manchen Küster! Gehe da über die Straße und sehe des Küsters zwei Knaben mit einem allmächtigen Weizenkorbe gerade aus der Kirche kommen. In dem Korbe befand sich allerhand Zeug, wie: Filztiefel, Gänseflügel, Lumpen, alte Bürsten, verschiedenes Papier, Glascherben, Beichtzettel u. s. w. Man wird es mir deshalb nicht übel nehmen, wenn ich dachte, sie hätten einen Schatz gefunden und wollten nun zum Allerhandruffen, der gerade im Dorfe herumfuhr.

„Wohin des Weges, ihr Kinder, und was habt ihr da im Korbe für altes Zeug?“

„Das hat alles unter dem Altare in der Kirche gelegen,“

¹⁾ Lat. 5. 4.

platzt der kleine Friedrich heraus. „Das ist noch nicht alles, es liegt noch dort.“

„Wie? unter dem Altare in der Kirche soll das gelegen haben, und es soll noch dort sein? Wie ist denn das dorthin gekommen?“ fragte ich die Knaben. Doch da sah ich schon den Küster selbst daherkommen und lachen.

„Ein herrlicher Fund! nicht wahr?“ rief er mir entgegen. „Wer hätte so etwas auch nur ahnen können?“ (Dieser Mann ist noch nicht lange hier angestellt, und zu seiner Ehre sei es gesagt, daß er viel auf Reinlichkeit hält.)

Er hieß die Jungen stehen bleiben und entnahm dem Korbe einen Beichtzettel, betrachtete ihn aufmerksam; dann einen zweiten und dritten und zählte schließlich die Namen jener ehrenwerten Küster, die uns so ungefähr fünfzehn Jahre bedienten, wie am Schnürchen her. „188. . . war hier Küster W. . . , 188. . . Küster S. . . , 189. . . Küster H. . . , 189. . . Küster D. . .“ — Wie die alten Sachen gerade unter dem Altare fürlich nehmen mußten, war auch für ihn ein Rätsel. Es befindet sich an der Altarwand zwar ein Loch, welches durch den großen Kirchenschrank verdeckt, aber durch Hinwegrücken desselben durch den Küster entdeckt wurde und mit ihm so manche Herrlichkeit.

Die Nachlässigkeit mancher Küster ist, wie man aus dieser Thatsache sieht, wirklich etwas zu groß. Anstatt das alte Zeug mit sich nach Hause zu nehmen und zu verbrennen, zieht es der „vielbeschäftigte“ Herr Küster vor, den Schrank ein wenig wegzurücken, und den Altar mit mancherlei inwendig zu schmücken. Netze Küster! das muß man ihnen lassen. Der Zunder ist gelegt: mag die Kirche abbrennen oder nicht, für diese Herren ist Bequemlichkeit die Hauptsache. — Mich kitzelt speben, die Namen der verehrten Altarvollstopfer hier der Öffentlichkeit zu übergeben; verdient hätten sie es; und die Bequemlichkeit der Küster und der Brand von Kirchen würde dadurch vielleicht abnehmen. Aber es geht nicht: man darf die Ehre des Nächsten nicht verletzen; ihnen jedoch eine Lektion zu erteilen, kann ihnen nicht schaden am guten Rufe.

Küster! Was ist das: ein Küster? Zuerst die Bedeutung des Wortes selbst. Küster kommt von dem lateinischen Worte *custos* her, das man übersetzt mit Hüter, Beschützer, Wächter. Küster bedeutet also nichts anderes als Hüter, Beschützer, Wächter der Kirche, des Heiligtums Gottes. Und da sage mir einer, daß dieser Name nicht schöner sei, als das Wort *pater*, was Vater heißt, und womit man die Geistlichen anredet. Also schon der Name Küster bedeutet ein sehr ehrenvolles Amt, und dürfen dasselbe nur Männer von tadelloser Aufführung bekleiden; sie müssen Liebe zum Hause des Herrn und besonders Sinn für Ordnung und Reinlichkeit besitzen. Der Küster ist verpflichtet, wenigstens in der Woche einmal alle Gänge der Kirche, sowie den Fußboden unter den Bänken, die Sakristei und das Chor ordentlich auszufegen, oder falls er den Herrn spielen will, ausfegen lassen und den Kehricht nicht unter den Altar, sondern demselben einen Platz auf der Straße anzuweisen. Auch Beichtstuhl, Altäre, Kanzel soll er wöchentlich abstauben, dies aber nicht auf den Sonntag aufsparen, wo man hie und da einen Küster vor versammelter Gemeinde auf der Kanzel mit einem Wische in der Hand erscheinen und seine Arbeit beginnen sieht, dem Publikum zum Monstrum und Gaudium! Das ewige Licht soll er rein halten

und sich des Tages über und vor dem Schlafengehen darüber erkundigen, ob alles bezüglich desselben in Ordnung ist. Acht haben soll er auf die Messdiener, daß diese mit dem Rauchfasse keinen Schaden anrichten. Für dasselbe wird der feuersichere Küster einen blechernen Eimer in der Sakristei angebracht haben, wohin es die Messdiener nach dem Gottesdienste stellen müssen. Die Kirchenvorsteher sollen sie anlernen, beim Auslöschten der Lichter sich nicht des edlen Daumens zu bedienen, sondern der Lichtschere. Löschhorn ist auch nicht anzuraten. Man kann öfters bemerken, daß beim Gebrauche desselben der Docht der Lichter noch glimmt.

Es mag genug sein. Die Pflichten des Küsters, glaube ich, sind auch schon im „Klemens“ beschrieben worden, und verweise ich die Beschützer des Heiligtums auf jenen Aufsatz. Jetzt nur noch einen Rat oder zwei. Erstens schleicht euch heimlich, o Küster, in die Kirche und seht einmal nach, welche Schätze hinter oder unter dem Altare verborgen liegen. Entdeckt ihr etwas, so schaffit's aus der Kirche hinaus und werfet es nicht wieder in eine andere Ecke derselben. Das Genick brecht ihr nicht dabei, und unsere Kirchen werden vor Brand sicherer sein. Befolgt meinen Rat, sonst könnte der gestrenge Herr Pfarrer selbst eine Inspektion bewerkstelligen, nach der er, falls was gefunden wird . . . nun ihr wißt ja, was dann folgen könnte. Zweitens rate ich euch, stellt eine tüchtige Gewissensforschung an über eure Pflichten, wenn ihr nächstens wieder beichten geht, namentlich aber darüber, ob ihr Beschützer eurer Kirche oder gar Brandstifter seid?

Jetzt aber bitte ich alle Küster, denen ich vielleicht zu nahe getreten bin, ernstlich um Verzeihung. Ich habe mir den Mager von damals, als ich dem Weizenkorbe mit den verschiedenen Materialien darinnen begegnet bin, von der Leber weggeredet und will wieder hübsch sein der alte, gute

Barone Sempre da Pertutto.

Vom Kriegsjchauplaze.

England hat beschlossen, eine weitere Division des zweiten Armeekorps einzuberufen und nach Afrika zu senden. — Die Ankunft Bullers hat das Vorrücken der Buren ins Stocken gebracht. Die Buren haben sich nach Weenen zurückgezogen. General Joubert verfolgt den Plan, die Vereinigung der englischen Heeresabteilungen zu vereiteln und den Übergang der feindlichen Truppen über den Tugelafuß zu verhindern. — Kimberley wird immer noch von den Buren belagert. Bis jetzt hat Methuen trotz seines Sieges den Belagerten keine Hilfe bringen können. Die Buren sind noch in guter Stimmung und zweifeln nicht an ihrem vollständigen Siege. —

Die katholischen Frey, welche in großer Zahl im Transvaal wohnen, haben sich zu Tausenden unter die Kriegsflagge der Buren gestellt, so auch die Deutschen. Die Staatsbürgerrechte genießen die Katholiken in Transvaal allerdings noch nicht, doch würden ihnen dieselben wahrscheinlich in diesem Sommer zuerkannt worden sein, wenn der Volksraad durch den Krieg nicht verhindert wäre. Im Transvaal sind 7000—8000, im Oranjesfreistaat 6000 Katholiken, die ohne Hindernis pastoriert werden und deren Wohlthätigkeitsanstalten auch amtliche und private Unterstützung erfahren. Die alte kalvinische Härte, welche die Buren kennzeichnet, hat seit ungefähr 20 Jahren nachgelassen. 1889 konnten sich katholische Missionäre dort niederlassen. Es gibt jetzt katholische Priester in Pretoria, Johannesburg, Potchefstroom, Klerksdorp und anderswo. In Johannesburg haben die Schulbrüder ein Kolleg von 500—600 Schülern; außerdem gibt es dort

noch drei von Ordensschwestern geleitete Mädchenschulen, ähnlich in der Hauptstadt Pretoria. Die Schwestern, welche die Krankenpflege in den Spitälern in Johannesburg und Klerksdorf versehen, stehen bei den Buren und Uitlanders in gleichem Ansehen. Die Regierung läßt zwar den katholischen Schulen keine Unterstützung zukommen, stellt sich ihnen aber auch nicht feindlich gegenüber.

Unsere liebe Frau vom guten Räte.

(Schluß.)

Daß das Bild ein wunderbares ist, unterliegt keinem Zweifel. Wir haben dafür die Autorität der Kirche und die fromme Überlieferung. Unsere heilige Kirche ist in Annahme und Anerkennung der Wunder äußerst vorsichtig, und doch hat sie ein eigenes Fest (am 26. April) „Unsere lieben Frau vom guten Räte“ eingesetzt und die Geschichte des Bildes in das römische Brevier aufgenommen. Unter allen wunderthätigen Muttergottesbildern, — und deren sind nicht wenige, — hat sie die größte Verehrung gerade für dieses. Die fromme Überlieferung bestätigt die Erzählung, und alle Katholiken schauen mit Andacht zu diesem Bilde empor. Dazu kommt die Untersuchung, welche Papst Paul II., ein Freund Sanderbergs, vornahm. Es lag ihm viel an der Wahrheit der ganzen Erzählung, da die Rückgabe des Bildes die Albanesen im Kampfe mit den Türken sehr bestärkt hätte. Er übergab den Prozeß zwei gelehrten Bischöfen, und ihre Untersuchung bestätigte die Erzählung Georgios und de Slaviss'. — Ein Brief des Generals der Augustiner, der zur Zeit der wunderbaren Erscheinung lebte, bestätigt daselbe. — Hätten die Einwohner von Genazzano alle Reden der zwei Albanesen leugnen können, sie hätten es sicher nicht unterlassen, da es für ihre fromme Meinung vorteilhafter gewesen wäre, daß das Bild direkt aus dem Paradies gekommen sei, was sie später nie wieder behaupteten.

Für die wunderbare Stellung des Bildes haben wir zwar keine neuere gerichtliche Untersuchung; dennoch haben wir nicht nötig, daran zu zweifeln. Gleich nach dem Erscheinen schwebte das Bild frei in der Luft, und als man die unvollendete Mauer fertig gestellt hatte, kam das Bild mit seinem unteren Teile auf einem Vorsprung zu stehen. Und so steht es noch heute, ohne sich anzulehnen, da seitdem nichts am Bilde oder an der Mauer geändert wurde. Wir haben dafür das Zeugnis eines Priors der Augustiner von Genazzano in einem Briefe an P. Dominikus Riticelli, General des Ordens. Am 17. November 1682 wurde nämlich das Bild gekrönt, worüber der Prior dem P. General Bericht erstattet. Im genannten Jahre schickte das Kapitel von St. Peter in Rom zwei goldene Kronen nach Genazzano, die eine für das Jesuskind, die andere für die göttliche Mutter. Ein Kanonikus von St. Peter sollte beide am heiligen Bilde anbringen. Doch wie erstaunte er und mit ihm das ganze Volk, als das Glas entfernt war, und er mit dem Finger das hl. Bild berührte. Es gab nach, wie wenn es auf Leinwand gemalt wäre. Weiter sah er, daß das Bild auf eine nur einige Millimeter dicke Schichte Mörtel al fresco gemalt sei, und daß es die Mauer nur mit dem Fuße berühre. Um die Kronen befestigen zu können, mußten beide an Schnürchen angebracht und durch Nägel in der Wand oberhalb des Bildes festgehalten werden. Auf dieselbe Weise sind auch die neuen Kronen befestigt, welche Papst Pius IX. dem Bilde am 15. Aug. 1864 aufgesetzt hat. Die alten goldenen Kronen nebst allen andern Kostbarkeiten wurden von der Republik im Jahre 1798 konfisziert.

Msgr. Dillon erzählt in seinem berühmten, gelehrten Werke über das Gnadenbild und den Gnadenort Genazzano, er habe die so seltene Erlaubnis bekommen, das Bild für sich zu untersuchen, und fand es nur von unten durch das Gesims gestützt, sonst hält es sich frei in der Luft. — Solche Zeugnisse sprechen laut genug und lassen dem Zweifel keinen Raum.

Besehen wir uns ein wenig das Bild selbst. Es ist etwa 46 cm. hoch und 37 cm. breit (etwa 10 und 8 Verschoß) und auf eine Schichte Mörtel gemalt, die ungefähr die Dicke eines gewöhnlichen Pappdeckels hat. Das ganze ist ein Brustbild. Die Gottesmutter hält auf ihren Armen das Jesuskind, welches mit der Rechten ihren Hals umschlingt, während die Linke am Saume des Halsauschnittes ruht. Ein blauer Mantel umhüllt Mutter und Kind.

Das Kleid Marias ist hellgrün, das ihres Kindes rot. Im Hintergrunde in der Höhe des Hauptes bemerkt man eine Glorie, die wohl die vielen Gnadenspenden andeuten soll. Der Ausdruck der Mutter Gottes ist sehr milde und liebevoll, der des Christuskindes teilnahmsvoll und den Ausdruck der heiligsten Personen auf die Maler gelungen, den Ausdruck der heiligsten Personen auf die Leinwand zu bringen, obwohl die Umrisse nicht so schwer zu treffen sind. Dieses kommt wohl auch daher, daß das Bild die Züge der Mutter trägt, und so bewahrheiten sich auch hier die Worte des hl. Thomas von Villanova: „Jesus Christus war das lebendige Abbild seiner Mutter.“

Soll das Bild ein wundervolles sein, so müssen daran auch außerordentliche Zeichen geschehen. Doch daran fehlt es hier gewiß nicht. Die vielen Weisgeschenke beweisen es zur Genüge. Es findet sich da eine sehr schöne Fahne von der Stadt Amsterdam, eine andere von der Diözese d' Albe geopfert; unzählige silberne Herzen, ja selbst Gegenstände, die früher der Eitelkeit und dem Luxus gedient haben, als: goldene Uhren, Ringe, Armabänder u. s. w., überfüllen die Wände der Gnadenkapelle. Und ist nicht die Übertragung ein Wunder? Nicht weniger wunderbar ist die freie Stellung des Bildes, indem es nämlich jeglicher Stütze entbehrt und nur auf dem unteren Rande aufsteht. Ganz merkwürdig ist auch die langjährige Erhaltung des Bildes. Schon sind es mehr als 400 Jahre, seitdem es in Genazzano ist, und es ist wie frisch gemalt; und der Zahn der Zeit hat es nicht zerstört, trotzdem es auf Mörtel gemalt ist, der nur die Stärke einer Einbaudecke hat. Von den vielen wunderbaren Heilungen will ich schweigen, sie sind allbekannt. Erwähnen möchte ich nur, daß in der Chronik vom 25. April bis 14. August 1467 der Wunder 160 verzeichnet sind. Msgr. Dillon erzählt ausführlich die wunderbare Heilung eines Mädchens von schwerem Augenleiden und von Fallsucht, der er selbst im Jahre 1882 bewohnte und die er selbst später genau untersuchte. Beizufügen ist noch, daß Genazzano noch nie von einer Epidemie heimgesucht wurde, trotzdem in den Jahren 1835, 1857 und 1867 in der Umgegend die Cholera wütete. In einem eine Meile entfernten Städtchen gab es mehr Tote als Lebende, und in Genazzano fiel kein einziger Mensch der Krankheit zum Opfer. Selbst in Skutari, wo noch die Trümmer der alten Kirche zu finden sind, in der das Bild früher war, geschehen noch immer Wunder. Die noch guten Albanesen beten beständig zur Mutter vom guten Räte, sie möge doch wieder zurückkommen und ihr Land segnen. In der Nische, die der Eingangsthüre dieses Kirchleins gegenüber lag, sieht man auch noch den mörtelfreien Platz, der gerade die Größe des Bildes von Genazzano hat; und die noch erhaltenen Malereien daneben passen als Umgebung ganz genau zu dem Bilde.

Daß die Italiener die Madonna von Genazzano kindlich verehren, läßt sich leicht denken. Überall, in ihren Häusern, auf den Straßen, in den Weinbergen, sieht man ein Thonbild der Mutter Gottes vom guten Räte angebracht, und selbst Kinder erkennen das Gnadenbild sofort, wenn man ihnen mit einer kleinen Kopie eine Freude machen will. „Man muß einmal einen italienischen Pilgerzug gesehen haben,“ sagt Msgr. Dillon, „um zu erkennen, wie sehr dieses Volk die Mutter Gottes von Genazzano verehrt.“

Selbst die Päpste tragen eine große Verehrung zur hl. Mutter vom guten Räte. So pilgerte Urban VIII. nach Genazzano, Innocenz XI. ließ das Bild krönen. Pius IX. krönte es zum zweitenmal eigenhändig. Er las seine erste hl. Messe auch vor einem Bilde Unserer lieben Frau vom guten Räte. Leo XIII. kam zwar nicht von seiner Gefangenschaft aus das Bild besuchen, doch gehört er seit seiner Studienzeit dem frommen Bercine an, der in Genazzano errichtet ist, und noch als er Kardinal war, soll er viel vor einem solchen Bilde gebetet haben. Auch Kardinalen und Fürsten waren und sind fromme Verehrer des Bildes von Genazzano, und man findet es gewöhnlich auf ihrem Arbeitstisch. Durch die Freigebigkeit

dieser hohen Personen konnte die schöne und reiche Gnadenkirche hergestellt werden.

Außer diesem Gnadenbilde befindet sich noch ein anderes Heiligtum in der Kirche von Genazzano. Am linken Seitenaltar ist ein Kreuzifixbild auf die Wand gemalt. Im Gesichte, an der Brust und an den Füßen sind große Stücke herausgehauen. Daneben ist eine Nische, die ein gebogenes Schwert enthält. Darunter lesen wir, daß ein Soldat im Jahre 1540, nachdem er all sein Geld im Spiele verloren hatte, in die Kirche eintrat und mit dem Schwerte auf das Bild loszuschlug, worauf Blut aus den drei erwähnten Löchern floß, die nun zu Wunden geworden waren. Die schwarzen Flecken am Bilde sollten alte Blutflecken sein. Das Schwert aber krümmte sich bei jedem Hiebe. Im Jahre 1630 ließ es der Patriarch Kolonna von einem Schmiede austrecken, doch es nahm seine frühere Gestalt bald wieder an, und so ist es noch heute in seinen drei Krümmungen zu sehen. Der Soldat aber soll gleich darauf ins Kloster eingetreten sein und sein ganzes Leben Buße gethan haben für seinen Frevel. Jeden Freitag ziehen die Augustinerpatres in Prozession vor dieses Bild und singen davor das „Vexilla Regis.“

So, lieber Leser, das wäre kurz die Geschichte des heiligen Bildes und des Gnadenortes Genazzano, die der „Klemens“ Dir bringen wollte. Frage Dich nun am Ende, ob Du schon daran gedacht, Dir auch einmal guten Rat bei der seligsten Jungfrau zu holen. Vielleicht gehst Du oft zu einem guten Freunde oder zu Deinem lieben Nachbar und fragst ihn um dies und das. Hier und da könntest Du doch auch zur Mutter Gottes vom guten Räte gehen! — Was noch nicht geschehen, kann ja noch gemacht und das Versäumte nachgeholt werden. Die liebe Mutter Gottes ist so gut, man darf sie ja nur um Hilfe bitten. Und guten Rat haben wir ja ebenso nötig, wie die Apostel, als sie noch auf Erden wandelten und das Evangelium predigten, und denen der göttliche Heiland seine Mutter zu raten und zu helfen in der Gründung der Kirche hinterlassen hatte.

„Unsere liebe Frau vom guten Räte, bitte für uns!“ Mit dieser Bitte an Maria wollen wir schließen. Sie aber möge allezeit den lieben Lesern des „Klemens“ mit ihrem guten Räte beistehen! W.

Stephan Heindel.

Geschichtliche Erzählung aus der ersten Zeit der deutschen Ansiedler an der Wolga.

Bein Wirt zum „Goldenen Löwen,“ in einem Dorfe in Deutsch-Böhmen, fanden sich gewöhnlich viele Gäste ein. Doch eines Abends war die Zahl so groß, wie nie zuvor. Alle Tische waren besetzt, die Gäste unterhielten sich so laut und mit so gehobener Stimme, daß sie einander manchmal selbst nicht verstanden. „Wäre nur der Konrad Heindel hier, der würde mir gewiß auch beistimmen,“ sagte einer, als der Genannte gerade die Thüre öffnete und in den Saal trat. Zuerst hatten die Gäste seinen Eintritt gar nicht bemerkt, als aber der rüstige Mann aus voller Brust guten Abend sagte, wandten sich alle Köpfe nach ihm hin. „Ah! da bist du ja,“ rief der vorige aus, „wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt.“ — „Was, Kaspar, du vergleichst mich doch nicht mit einem Wolfe?“ erwiderte Konrad. „Nein, das nicht, aber wir hatten soeben die Rede von dir, und nun bin ich froh, daß du gekommen bist; denn ich weiß, du wirst meine Seite halten.“ — „Na, was habt ihr denn da Wichtiges?“ fragte Konrad, indem er mit raschem Blick alle Gäste überschaute. „Heh! Was wir da haben?“ setzte Kaspar das Gespräch fort. „Wir schauen in eine rosige Zukunft. Die Thore der Freiheit wollen sich uns öffnen. Wir sind eingeladen, in das „Gelobte Land“ zu ziehen, wo wir es besser haben werden, als hier bei uns die reichsten Edelleute. Ach, wie wird das so herrlich sein!“ Ein schallendes Gelächter unterbrach die begeisterten Ergüsse Kaspar's. „Erkläre dich einmal deutlicher,“ sagte Konrad lächelnd, „wo soll denn das hinaus.“ — „Ja, ja! man sieht schon, daß du den ganzen Tag in deiner Schmiede hämmerst und um die frappanten Neuigkeiten dich wenig kümmerst. Hast du noch nichts gehört von dem Manifest der Hohen Kaiserin Katharina II. von Rußland?“ — „Na, viel noch nicht. Heute war der Berger Niklos bei mir in der Schmiede,

und der hat da manches erzählt, das ich aber nicht recht glauben möchte, deshalb bin ich hierher gekommen, um zu erfahren, wie es mit der ganzen Geschichte steht.“ — Das sollst du gleich hören, rief Kaspar, „setze dich erst einmal her und trink eins, dann fährt's sich besser.“

Konrad war kein Trinker, doch in einer solchen Gesellschaft, wie in der heutigen, da schmeckte es ihm auch nicht übel. Er ließ sich also nicht zweimal dazu einladen, ergriff ein Glas und wollte es soeben an den Mund führen, als sein Freund Kaspar ausrief: „Halt! So stumm darf das nicht abgehen. Hoch lebe die Kaiserin von Rußland Katharina II!“ — „Hoch! Hoch!“ riefen mehrere. „Ihr seid wohl schon in Rußland,“ rief spöttisch Heinrich Hafenschur, „und habet Milch und Honig im Überfluß? Verkauft doch das Bärenfell nicht eher, bis ihr den Brummer selbst getötet habt, sonst könntet ihr euch noch verrechnen.“ — „Ei was, verrechnen!“ schrie Kaspar. „Wer nichts wagt, gewinnt nichts, und hier haben wir nicht einmal viel zu wagen. Schlechter als es uns hier geht, werden wir es dort auch nicht haben. Meinst du nicht auch so, Konrad?“ Heindel war kaltblütiger Natur. Er ließ sich nicht sobald zu unüberlegten Handlungen hinreißen. Hatte er aber einmal etwas für gut oder vorteilhaft erkannt, dann war aber auch nichts im Stande, ihn davon abzubringen. Das wußte Kaspar nur zu gut, deshalb suchte er ihm jetzt ein langes und breites vorzumachen von all den Vorrechten und Vergünstigungen, die die Kaiserin jenen zusicherte, die sich entschließen würden, ihrem Rufe zu folgen. Konrad hörte ruhig zu. Als Kaspar mit seiner langen Auseinandersetzung fertig war, krakte Heindel sich auf dem Kopfe und sagte: „Ganz gut. Habt ihr euch denn auch schon die Frage gestellt, warum die Kaiserin deutsche Ansiedler wünscht?“ — „Nun, das ist doch klar,“ rief Kaspar aus voller Überzeugung, „sie ist ja eine Deutsche und will nun auch Deutsche in ihrem ausgedehnten Reiche haben. Seit zwei Jahren ist sie ja Alleinherrscherin, und kaum saß sie auf dem Throne, da gedachte sie auch schon unser.“ — „Daß sie Deutsche haben will, das unterliegt ja keinem Zweifel,“ erwiderte Konrad, „das habe ich auch nicht gefragt. Etwas anderes ist es — warum?“ — „Hm! Warum?“ brummte Kaspar, „nicht jedes Wort hat seine Antwort.“ Ein heiteres Gelächter bedeckte diese Worte. Ein jeder machte seine stehende Bemerkung. „Hafenschur wird es wohl wissen,“ rief einer. „Recht, Hafenschur, erklär' uns doch einmal die Geschichte.“ Heinrich hatte die Gewohnheit, bei jeder längeren Auseinandersetzung stets zu stehen und einen Gegenstand in Händen zu haben. Er erhob sich nun schnell, ergriff ein Glas und begann: „Ihr Männer! Aus den vielen und großen Vergünstigungen, welche die Kaiserin den Einwanderern verspricht, muß man doch schließen, daß sie von den neuen Ansiedlern große Vorteile erwartet. Welches können diese sein? Keine andere, als ihrem Reiche mehr innere Sicherheit zu verschaffen. Im Süden und im Norden hat dasselbe sehr unzuverlässige Nachbarn, die nicht anders gebändigt werden können, als daß man ihnen das Land Schritt für Schritt unzugänglich macht. Ist das einmal geschehen, so wird der Wohlstand der Russen sich bessern, und die Deutschen sollen ihnen als Musterwirte dienen. Der Plan scheint mir ganz gut ausgedacht, und wäre ich in denselben Schuhen, wie der Kaspar, so würde ich keine weitere Bedenken tragen, meine Heimat zu verlassen, um mir in Rußland ein besseres Fortkommen zu verschaffen.“ — „So recht, so recht,“ rief Kaspar siegesbewußt, „wir arme Schlucker müssen diese Gelegenheit benützen, um auch einmal auf die Füße zu kommen. Konrad, schlag' ein! Wir ziehen. Nicht wahr?“ — „Ja, wir ziehen,“ sagte Konrad nachdrucksvoll. „Aber ich muß erst mit meiner Frau darüber sprechen. Mit Frau und fünf Kindern zieht's sich nicht so leicht.“ — „Sucht mal doh,“ platzte Kaspar heraus, „was der seiner Frau für Rechte einräumt. Gelt, von der soll es abhängen, ob du ziehst oder nicht? Bist du wohl unter ihrem Pantoffel? Da sollte meine es mal wagen, mir zu widersprechen; Wimmer und bummer! Feuer müßte ihr aus den Augen spritzen,“ dabei schlug er so heftig auf den Tisch, daß es klingelte und klapperte, als ob die Gläser alle in Stücke gegangen wären. „Komm der Ehre meiner Frau nicht zu nahe,“ drohte Konrad, „meine Ehehälft besitz Verstand genug, um in schwierigen Fällen Rat zu erteilen. Und wenn es bei dir nicht so ist, dann hat entweder deine Frau zu wenig, oder du zuviel. Doch darüber wollen wir jetzt nicht rechten. Trinken wir vielmehr Bruderschaft. Also wer

zieht, stoße an!" Im Nu waren die gefüllten Gläser vom Tische verschwunden, so daß Konrad etwas verblüfft fragte: „Ziehen wir wohl alle?“ — „Alle!“ riefen die Umstehenden laut, setzten aber stille hinzu „nicht.“ Nun hatte Konrad genug gehört. Ihn zog es jetzt nach Hause. Kein Einreden seiner Trinkgenossen konnte ihn länger im Wirtshause zurückhalten. Auf dem Heimwege tauchten in seiner Einbildungskraft schon allerlei Reisebilder auf. Je mehr er sich hineindachte, desto fester wurde sein Entschluß, zu ziehen. Es schien ihm jetzt kaum noch notwendig, seine Frau darüber zu befragen; denn ihre Weigerung würde ihn doch nicht von seinem Vorhaben abbringen können. Was muß das für ein herrliches Leben sein, seinen eigenen Herrn zu spielen. Wie sauer erwarb er sich in seiner gegenwärtigen Lage jedes Stück Brot. Die Familie wurde immer größer, die Auslagen stiegen Jahr für Jahr, wogegen der Verdienst nicht ebenbürtigen Schritt halten wollte. Obwohl nicht an Feldarbeiten gewöhnt, so dachte er doch, dabei auf seine Schwierigkeiten zu stoßen, verstand doch der Kaspar davon noch weniger als er. Sich so den Gedanken hingehend, war er unbemerkt vor seiner Hausthüre angelangt. „Wir ziehen!“ rief er ins Zimmer eintretend. „Wer zieht? Wohin?“ fragte seine Frau erstaunt. „Wir, ich, du und unsere ganze Familie nach Rußland,“ antwortete Konrad begeistert, „soeben habe ich im „Goldenen Löwen“ vernommen, welche Vorteile wir haben werden, wenn wir in das Land der Freiheit gehen. Das Soldatenjoch wird niemals auf den Nacken unserer Kinder und ihrer Nachkommen gelegt werden. Land haben wir im Überflusse in Aussicht, da können wir uns tüchtig emporarbeiten und einmal selbständige Leute werden und nicht immer von anderen abhängen, wie jetzt. Haben wir Arbeit in der Schmiede, so haben wir was zu leben, fehlt es aber an ersterer, so müssen wir uns oft mit hungrigem Magen zu Bette legen. Das bin ich endlich satt.“ — „Ganz gut,“ unterbrach ihn die Frau, „aber hast du auch schon daran gedacht, daß wir in Rußland, oder, wie du sagst, im „Land der Freiheit,“ vielleicht noch mehr hungern werden als hier? Mit deinem Handwerk wirst du ohnehin nicht viel verdienen, und mit der Bauerei wird es sicher auch sehr schief gehen; denn wir haben ja schon einmal damit angefangen und sind tüchtig hineingefallen. Glaubst du, daß es uns dort besser gelingen wird?“ — „Na, gewiß,“ erwiderte Konrad überzeugend, „denke doch, wie viel Land und auch was für Land wir dort haben werden. Es wird schon gehen, und wenn wir einmal dort sind, dann muß es biegen oder brechen, also abgemacht: wir ziehen. Morgen lasse ich mich bei dem Werber anmelden, dann bringen wir unsere Habseligkeiten unter den Hammer und gesellen uns zu den anderen, die ihr Glück außer ihrer Heimat suchen. Was haben wir hier noch Gutes? Sieben Jahre hat der Kanonendonner uns in Schrecken gehalten. Waren wir denn unseres Lebens sicher? Schien es nicht, als ob die Franzosen, Österreicher, Preußen, Russen und Schweden nur da seien, um sich einander umzubringen? In Sachsen, Westfalen, Hessen, Pommern und noch anders wo, wieviel Dörfer sind da in Aschenhaufen verwandelt? Wieviel Wirtschaften vernichtet? Ist es nicht schauerhaft, daß über die Hälfte aller Einwohner Berlins, an 30,000 Menschen, nur vom Almosen ihr Leben fristen? Liegen die Felder nicht noch brach? Besitzt man Pferde, um sie zu bearbeiten? Hat man Samen? Fehlt es in manchen Gegenden nicht sogar an Männern? Auf den Schlachtfeldern haben sie ihr Leben ausgehaucht, und dadurch sind ihre Nachkommen ins Unglück geraten. Für nichts und wieder nichts sind 700,000 ¹⁾ Menschen vom Erdboden vertilgt worden, sollte man da noch Lust haben, hier zu bleiben?“ — „Was hast du nur vor,“ fiel die Frau ein, „meinst du denn hinter den Bergen könne das nicht geschehen? Übrigens ist der Friede bereits abgeschlossen.“ ²⁾ — „Das ist allerdings wahr. Aber sage selber, wirst du nicht froh sein, wenn Stephan und Martin das Soldatenalter werden erreicht haben, und dann nicht fort müssen. Siehst du diesen Vorteil nicht ein? Den kannst du nur in der neuen Heimat erreichen.“ — „Nun wir wollen sehen,“ sagte die Frau, „ob du morgen nicht andere Gedanken haben wirst.“

Konrad hatte die ganze Nacht hindurch keine Ruhe. Sobald der Schlummer ihn den Sorgen entrücken wollte, tobte seine Phan-

tasie wie vom Wirbelsturm getrieben und beunruhigte ihn durch die verschiedensten Bilder. Noch nie war er so oft in einer Nacht erwacht wie jetzt. Kaum dämmerte es im Osten, so erhob er sich von seinem Lager, weckte auch Frau und Kinder und traf Verordnungen, welche er versteigern wollte. Die um die Sachen zusammenzuliegen, welche er versteigern wollte. Die Frau wollte noch nicht daran, aber alle ihre Entgegnungen blieben fruchtlos. Konrad hatte einmal beschlossen zu ziehen, und ließ sich durch keine Vorstellungen von seinem Frühstück zu sich zu nehmen, so Er fand kaum Zeit, das spärliche Frühstück zu sich zu nehmen, so sehr war er aufs Ziehen verfallen. Als er nun noch eine passende Gelegenheit hatte, sich beim Werber anzugeben, da war er überaus froh und zufrieden. Schnell suchte er im Dorfe Käufer auf und brachte sie ins Haus. Seine Frau hat ihn, wenigstens die Antwort von dem Werber abzuwarten, er aber wollte davon nichts wissen; denn es bestehe ja kein Zweifel darüber, daß er werde mitziehen dürfen. Eile war aber notwendig, weil die erste Partie in den nächsten Tagen abfahren sollte. Konrad hätte noch an denselben Abend die Reise nach Lübeck, dem Sammlungsorte der Auswanderer, ange-treten, allein dazu vermochte er auf keine Weise seine Frau zu bewegen. „Auf solche Reise bereitet man sich vor wie auf den Tod,“ sprach sie gebieterisch, „wir müssen also erst zur hl. Beicht gehen und die hl. Kommunion empfangen; denn wer weiß, ob wir noch einmal das Glück haben werden, dieser großen Gnade teilhaftig zu werden.“ Ihr Mann wollte dagegen seine Ansicht geltend machen, indem ja dort auch Priester sein werden, allein er mußte nachgeben, und so sah man in der Kirche am nächsten Morgen die Familie Heindel am Tische des Herrn. Nach der hl. Messe ging es ans Abschiednehmen. Angela, Konrads Frau, war untröstlich. Es schien ihr, als könne sie sich gar nicht von ihren Eltern und Verwandten trennen. Sie weinte die bittersten Thränen, und man mußte sie förmlich von ihren Lieben losreißen. Noch ein Blick, und das letzte Lebewohl klang an die Ohren der Eltern und Verwandten.

Die Reise nach Lübeck verlief ohne weitere Zwischenfälle. Konrad kam gerade noch zu rechter Zeit. Nur zwei Tage später, und er hätte zurückbleiben müssen und wäre nie nach Rußland gekommen. Angela machte sich die heftigsten Vorwürfe wegen ihrer vermeintlichen Nachgiebigkeit. Hätte sie länger und fester widerstanden, so wären die zwei Tage verstrichen, und sie hätte dann in ihrer lieben Heimat bleiben können. Nun aber schien alles dahin. Das winzige Vermögen war für einen Spottpreis verschleudert. Die Eltern und Verwandten sollte sie nie mehr sehen. Jedes Plätzchen, an dem teure Erinnerungen aus der lieben Jugend hingen, war ihr auf immer genommen. Wie leicht war es ihr gewesen, frommen Andachtsübungen obzuliegen und auch die Kinder dazu anzuhalten, und in der Fremde — da werde alles, alles fehlen. Ihr ältester Sohn, Stephan, verriet ja bedeutende Fähigkeiten. Sie hatte zwar um das tägliche Brot zu kämpfen, allein es hätte sich ein Wohlthäter finden können, der ihrem Sohne das Lehrgeld vorgestreckt haben würde. Stephan wiederholte öfters, was er in der Schule und in den Predigten aus der hl. Schrift gelernt und gehört hatte. Es schien ihr, der Knabe habe Beruf zum geistlichen Stande, ja sie sah ihn sogar im Geiste, im Gärtchen auf- und abgehend, andächtig das Brevier beten. Ach was für ein Glück! „Nein, ich ziehe nicht,“ rief sie zu sich selber, und heiße Thränen rollten aus den rot geweinten Augen über die bleichen Wangen. Das stand fest bei ihr: vor der Abfahrt wolle sie ihrem Manne nochmals Himmel und Hölle vor Augen halten, um ihn zur Umkehr zu bewegen. Ein unerwarteter Umstand machte ihren Entschluß fast unüberwindlich.

Hieronymus.

(Fortsetzung folgt.)

K o r r e s p o n d e n z .

Kasikaja. (Gow. Samara.) Hier wurde am 8. November dem Jüngling Johannes Chevalier, Sohn des Johannes, von seinem Nebenbuhler St. . . mit einem Zaupfahle auf den Kopf geschlagen, daß er ohnmächtig zusammensank. Es geschah dies abends, kurz nach 7 Uhr, als Chevalier gerade nach Hause gehen wollte. Bei ihm befand sich sein Kamerad Wollecker, den ein zweiter Schlag niederstrecken sollte. Wollecker besaß jedoch genug Geistesgegenwart und sprang dem Schläger entgegen, wodurch er dem Schläge ent-

¹⁾ Im einzelnen kamen um im siebenjährigen Krieg von 1756—1763: Preußen 215,000 M., Franzosen 200,000 M., Österreicher 140,000 M., Russen 120,000 M. und Schweden 25,000 M.

²⁾ 15. Februar 1763.

ging und zugleich entdecken konnte, wer der Bösewicht war. Dieser jedoch machte sich alsbald mit seinen zwei Gehilfen aus dem Staube. Jetzt sah sich Mollecker nach seinem gefallenem Kameraden um, der gar nicht zu sich kommen wollte. Als endlich Chevalier aus seiner Betäubung erwachte, konnte er weder sprechen noch gehen, so daß ihn Mollecker auf seine Schultern nehmen mußte und nach Hause trug. Dort fand der Geschlagene die Sprache wieder und bestätigte auch, daß er den Hieb von St. . . erhalten habe. Natürlich mußte er gleich zu Bett gehen. Um 2 Uhr in der Nacht merkten seine Brüder, daß er sich unruhig auf dem Bette hin- und herbewege, zündeten das Licht an und fanden den Mißhandelten abermals in bewußtlosem Zustande. Der herbeigeeilte Vater ordnete sogleich an, daß man den Priester von Beresowka hole, der den Kranken auch noch lebend antraf. Der Geistliche betete ihm Reue und Leid vor, spendete ihm die Absolution, die letzte Dinge und die Generalabsolution. Der Geschlagene muß furchtbare Schmerzen ausgestanden haben; der Mund wässerte fortwährend, und die Hände hielt er frampfhaft geschlossen. Nachdem der Priester gegangen war, lebte der Jüngling noch eine Stunde, dann hauchte er seine Seele aus. Möge ihm Gott ein gnädiger Richter gewesen sein!

Der Ermordete war ein eifriges Mitglied der ewigen Anbetung, besuchte stets fleißig die Kirche und Christenlehre und war von jedem als ein braver Junge geachtet. Seine Mörder, drei ledige Burschen, sind alle verhaftet worden. Einen sprach Mollecker, als nicht an der bösen That beteiligt, frei. Er befindet sich aber dennoch hinter Schloß und Riegel. St. . . und A. Ch. . . wollen beide unschuldig sein; jeder schiebt die Schuld auf den anderen, ja jeder will es beschwören, daß der andere den Schlag ausführte. Arme Jungen! Habt ihr denn ganz vergessen, daß ihr vordem so gute Kameraden wart? Wahrscheinlich wird St. . . den verruchten Mord zu büßen haben, denn man behauptet hier, er habe schon vor acht Tagen gedroht: „Der (Joh. Chevalier nämlich) wird nach acht Tagen nicht mehr leben!“ Demnach würde es sich hier um einen vorzüglichsten Todschlag gehandelt haben. Der Tag, an dem er sein verfluchtes Vorhaben ausführte, war gut gewählt. An demselben feierte die Tochter seines Halbbruders ihre Hochzeit, zu welcher auch Chevalier geladen war. An diesem Tage also hoffte St. . . seinem Opfer zu begegnen. Und doch hätte sich St. . . nicht rächen können, wäre Chevalier zu Hause geblieben; denn letzterer sagte den Eltern, daß er nicht mehr zur Hochzeit gehen werde, da ihm der Streit zuwider sei, der sich dort des Tages übergetragen hatte. Er ging auch wirklich nicht mehr zur Hochzeit, sondern ins Haus der Geliebten des St. . . Dort hielt er sich zwar nicht lange auf, jedoch sollte ihm dieser Besuch zum Verderben gereichen.

Und Du, schön Bärbele, um deinetwegen sich die Buben totschlagen, sag an: Wann gedenkst Du wieder Dein Herz an verschiedene Zungen zu verschenken?

Aus Welt und Kirche.

a) Inland.

Saratow. Totenoffizium und Seelenamt für den verstorbenen Erzbischof wurden in der Kathedrale am Samstag, den 26. Nov. abgehalten. —

Am 17. Nov. fand die Beerdigung des Metropoliten statt. Das Totenamt celebrierte Bischof Medsialkowsky. Es waren sehr viele Priester und eine zahllose Volksmenge zugegen. —

Laut dem allgemeinen Kirchengesetze, wie es das Konzil von Trident in der 24. Sitzung, Kap. 16 bestimmt hat, ist das Domkapitel verpflichtet, innerhalb acht Tage nach Erledigung des Bischofsstuhles einen Kapitelsvikar, d. h. Bistumsverweser, zu wählen. Das russische Staatsgesetz für die Katholiken (11. Band, 1. Teil § 63) enthält ebenfalls diesen Kanon. Infolgedessen versammelte sich das Domkapitel der Erzdiözese am 20. Nov. in der Kathedrale zu St. Petersburg zur Wahl des Kapitelsvikars. Die Wahl fiel einstimmig auf den Suffraganbischof Karl Medsialkowsky. S. Exc. ist 54 Jahre alt. Er endigte die Petersburger Akademie 1867 mit dem Grade eines Magisters der Theologie. Zwei Jahre darauf wurde er Professor und Rektor des Seminars in Lugk-Schitomir und 1897 als Rektor an die Akademie nach St. Petersburg überführt.

Warschau. Bekanntlich — so schreibt der „Warsch. Dnev.“ — verständigen sich die jüdischen Kleinhändler unter einander durch verabredete Zeichen, die mit Kreide auf den Waggons der Eisenbahnzüge angebracht werden. In letzter Zeit hat nun diese Art der Verständigung einen so lebhaften Charakter angenommen, daß sich auf der Station Warschau zur Ankunft der Züge kleine jüdische Kaufleute und Faktoren in ganzen Haufen versammeln, die beim Anblick gewisser Zeichen auf den Waggons in solche Erregung geraten, daß sich das Zugpersonal, um dem von den Juden gemachten Lärm ein Ende zu bereiten, jetzt genötigt sieht, alle Waggons vor der Ankunft der Züge in Warschau genau zu besichtigen und alle mit Kreide auf den Waggons angebrachten nicht dienstlichen Bemerkte sorgfältig zu beseitigen.

Kowno. Viele Gemeinden in jedem Kreise haben durch den Kornwurm, selbst an Stellen, wo er bisher unbekannt war, stark gelitten. Besonders hat der Kreise Schaulen gelitten, wo ein Drittel der Wintersaaten von dem Kornwurm vernichtet ist. Die geschädigten Felder wurden neu besät.

Bessarabien. Zum Besten der Bevölkerung der Kreise Ismail, Akerman und Bender des Gouvernements Bessarabien, die durch die diesjährige Mißernte im Süden des Reiches bekanntlich schwer geschädigt worden, ist auf Ansuchen des Präsidenten der Bessarabischen Filiale der Gesellschaft des Roten Kreuzes vom Minister des Innern die Eröffnung einer Spendensammlung gestattet worden.

b) Ausland.

Rom. Bei St. Peter fangen schon die Vorbereitungen für das Jubiläum an. Einige der fünf Eingänge werden verschlossen, damit der hl. Vater beim Öffnen der hl. Pforte sich nicht erkälte. W.

— Zum Vizekanzler der heiligen Römischen Kirche ist Kardinal Parocchi ernannt worden (Vgl. „Klemens“ № 29, 1899). Seine Stelle als Kardinalvikar wird S. Eminenz Kardinal Sabotini erhalten. W.

— Leo XIII. hielt dieser Tage an die unter der Führung des P. Banning aus der Kongregation der Ballotiner erschienene englische Jubiläums-Pilgerschar folgende Ansprache:

„Groß ist Unsere Befriedigung über den Anblick einer um Uns versammelten Schar englischer Katholiken. Es ist dies die dritte Pilgerschar, die während Unseres Pontifikates von der Insel der Heiligen zu uns kommt. Die bevorstehende Wiederkehr des großen Jubiläums, welches wir für das nächste Jahr angesetzt, läßt Uns hoffen, daß Wir bald eine vierte schauen werden, ja, Wir hegen das Vertrauen, sie von jenem großherzigen Herrn, dem Herzog von Norfolk, geführt zu sehen, dieser wahren Zierde des englischen Adels, dessen Nobilität um so schöner leuchtet im Lichte des katholischen Glaubens, den er mit so lebendigem Eifer und so werththätiger Freigebigkeit bekennt. Die Huldigung kindlicher Liebe, die ihr soeben erwieset, geliebte Söhne, nachdem ihr das Grab des Apostelfürsten verehrt, ist Uns überaus angenehm. Indem ihr nach Rom kommt, zu den Füßen des Stellvertreters Christi, vollzieht ihr einen feierlichen Akt des Glaubens und gebet zudem ein höchst edles Beispiel aufrichtiger Anhänglichkeit an den apostolischen Stuhl, mit jener Gelehrigkeit, die ohne vorgefaßte Meinungen, ohne von der Leidenschaft eingegebene Urtheile oder verwegenes Abprechen voll und ganz Demjenigen gegenüber am Platze ist, der das oberste Lehramt und den göttlichen Auftrag inne hat, die Kirche zu leiten und zu regieren. Gebe der Himmel, daß Euer Beispiel fruchtbar sei an heilsamen Nachahmungen! Viele von Euch gehören dem katholischen Irland an. O wie edel sind die religiösen Überlieferungen dieser gebenedeiten Insel! Wie viele beständige Belege von Ergebenheit und Großmut gelangen auch von ihren Söhnen zu Uns! Wir freuen uns, die einen wie die anderen heute hier vereinigt zu sehen, in diesem Mittelpunkt der katholischen Einheit, vor dem gemeinsamen Vater, in schöner Weise verbrüdet unter dem Banner desselben Glaubens. Den einen wie den anderen bezeigen Wir gleichermaßen Unsere Befriedigung und Unser Wohlgefallen. Den einen und den anderen empfehlen Wir Gehorsam gegen ihre Oberhirten und Beharrlichkeit im Guten. Und als Unterpfeiler Unserer väterlichen Liebe erteilen wir allen hier Gegenwärtigen, Euren fernen Familien, Verwandten und Freunden von Herzen den apostolischen Segen.“

Saragossa (Spanien). Ein der Nachahmung würdiges Edikt hat der Alcade von Saragossa an die Stadtbewohner erlassen, in welchem das Fluchen als eines der größten socialen Laster erklärt und eine Reihe von Strafen gegen dasselbe festgesetzt wird. „Im Interesse des guten Rufes unserer Stadt, die ein Muster des religiösen Geistes sein soll, und welche unter dem Schutze Unserer Lieben Frau von Pinor steht, bitte ich alle Einwohner, mir ihre kräftigste Beihilfe zu leisten, um ein so häßliches Laster auszurotten zu können.“ Dieser Bürgermeister ist jedenfalls eine besondere Art unter dem Bürgermeistergeschlecht, aber Gut ab vor dem Manne!

Lourdes. Eine der rührendsten Heilungen, die heuer bei Gelegenheit der Nationalwallfahrt stattfanden, war gewiß die des kleinen Georg Larrey aus der Diözese Angoulême, der in dem Augenblicke, als er an der Grotte die erste heilige Kommunion empfing, von einem sehr stark fortgeschrittenen Lungenleiden plötzlich genas und seine volle Gesundheit wieder erlangte. Er versprach, zum Danke dafür sein Leben Gott zu weihen, um der seligsten Jungfrau dienen zu können. Hier mögen ein paar Belege zu der längst festgestellten Thatsache folgen, wie Maria die Lourdespilger vor Eisenbahnunfällen beschützt. Sie sind dem „Pelerin du Nord“ entnommen und beziehen sich auf die Diözeseanwallfahrt von Cambrai.

Eine Pilgerin von Cambrai wollte den Zug besteigen, als er sich schon in Gang gesetzt hatte, verfehlte aber das Trittbrett und kam zwischen zwei Waggonn mitten auf dem Geleise zu liegen. Ein einstimmiger Ruf des Entsetzens, von den Zeugen dieser Schreckensscene ausgestoßen, zog alle Pilger zu den Fenstern. Weil der Zug nicht sogleich aufgehalten werden konnte, gingen vier Waggonn über die Unglückliche, die, sobald der Zug still stand, vor Schrecken mehr tot als lebend, aber ohne irgend welche Verletzung erhalten zu haben, hervorgezogen wurde. Sie bestieg mutig wieder den Wagenzug und reiste nach Lourdes mit, während in allen Waggonn der Dankhymnus des Magnificat erklang. Bei der Rückkehr von Lourdes drohte dem siebenten der vom Norddepartement gekommenen Züge ein großes Unglück. Vor der Einfahrt desselben in den Bahnhof von Bordeaux kam von der entgegengesetzten Seite auf einem anderen Geleise ein Güterzug. Als dieser am Pilgerzuge vorüberfuhr, hörte man den ganzen Zug entlang ein dumpfes Krachen. Aus einem Lastwagen war ein schweres Frachtkübel halb herabgeglitten und hatte an sämtlichen Waggonthüren des Pilgerzuges die Griffe zerdrückt. Die Pilger mußten in einem anderen Zuge untergebracht werden zur Weiterreise, die sie nicht antraten, ohne ihrer himmlischen Beschützerin tausendfachen Dank gesagt zu haben.

A l l e r l e i .

Ist alter oder frischer Gemüsesamen besser? Nur zu häufig findet man Meinungsverschiedenheit darüber, ob alter oder frischer Gemüsesamen vorteilhafter zu verwenden ist. Wenngleich nun eine wissenschaftliche Aufklärung dieser Verhältnisse bislang noch nicht möglich war, so haben doch Versuche gezeigt, daß die höchste Keimfähigkeit nicht bei allen Sämereien ins erste Jahr nach der Ernte fällt, auch hat die Praxis in vielen Fällen erwiesen, daß ein Verwenden älterer Samen auf das Erntergebnis bei vielen Pflanzen von günstigem Einfluß ist. Als solche sind besonders zu nennen Gurken, Melonen, Möhren, Radieschen, Blumentohl, Kohlrabi, Sellerie u. a. m.


K i n d e r m u n d . M a m a : „Aber Kinder, ich bitte Euch, macht nicht so furchtbaren Lärm! Ihr seid so unartig, daß ich schon graue Haare krieger!“
K u r t : „Na, Mama, dann muß Du aber sehr unartig gewesen sein, denn Großmama hat ja ganz weiße Haare!“

M u t t e r w e i s h e i t . Mutter (zu ihrem Sohne, der in die Garnison gehen muß, um seine Militärlaufbahn abzuenden): „Und was ich dir sagen will, wenn se Krieg anfangen, sei da vernünftig un' miß' dich nit' nein.“

B r i e f k a s t e n .

Landkäufer. 2600 Rbl. erhalten und ausgezahlt. Brief folgt.
W. La ringrazio, Signore.

Redacteur-Herausgeber J. Kruschinskij.




Die Grande Sociéte Meuliere Dupety et Cie

in Frankreich

beehrt sich, die Herren Mühlenbesitzer zu benachrichtigen,
daß sie den Alleinvertrieb ihrer

Mühlsteine



für die Gouv. Saratow, Samara, Simbirsk und Astrachan ihrem Vertreter Hrn. Alexander Borell in Saratow übertragen hat, und bittet bei Bedarf sich an denselben unter folgender Adresse zu wenden: Саратовъ, уг. большой Сергiевской и Соляной ул., свой домъ „Магазинъ Сарпинковъ.“

Den Herren Mühlenbesitzern zur gefl. Beachtung.

Nachdem ich die Mühlsteine der Firma

Grande Sociéte Meuliere Dupety et Cie

IN FRANKREICH

mit bestem Erfolg als erster in den Gouv. Saratow, Samara, Simbirsk und Astrachan eingeführt, haben sie wegen ihrer vorzüglichen Eigenschaften allseitige Anerkennung gefunden und stehen konkurrenzlos da. Ich übernehme jede Garantie für die Güte derselben und bin bereit, falls sich bei einem Mühlstein irgend welcher Mangel herausstellen sollte, denselben gegen Rückzahlung des Betrages und Vergütung der Fracht zurückzunehmen. Auch habe ich aus erster Hand direkt aus dem Auslande von den Fabriken Leder-Hamelhaar- und sonstige Riemen, sowie Instrumente zum Behauen der Steine (Billen) und Seidencylinder, zu folgenden Preisen:

№№		№№	
0—00.	2 R. — R. 1 R. 80 R.	6.	2 R. 60 R. 2 R. 40 R.
1.	2 " 10 " 1 " 90 "	7.	2 " 70 " 2 " 50 "
2.	2 " 20 " 2 " — "	8.	2 " 80 " 2 " 60 "
3.	2 " 30 " 2 " 10 "	9.	2 " 90 " 2 " 70 "
4.	2 " 40 " 2 " 20 "	10.	3 " — " 2 " 80 "
5.	2 " 50 " 2 " 30 "	11.	3 " 10 " 2 " 90 "

Übersende auch per Post Lieferungen über 20 Rbl. auf meine Rechnung. Postnachnahme sowie Sendungen unter 20 Rbl. auf Kosten der Käufer.

Adresse: Саратовъ, Александру Андреевичу Борель на углу большой Сергiевской и Соляной, свой домъ.

Saratow, Ecke der großen Sergijew- u. Salzstraße im eigenen Hause, Sarpinka-Magazin unweit vom Abendmarke.

Адресъ для телеграммъ: Саратовъ, Александру Борель.

Alexander Borell.

Bitte nicht zu verwechseln mit
Erlanger, welcher im Hause des
Mehlhändlers Borell wohnt.

